// Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 239. Bromberg, den 22. November 1927.

Der Wettlauf zur Grenze

Roman von **Otto Schwerin.**

Voß hatte sich vor lauter Überraschung in einen Sessel geworfen und schlug mit beiden Händen auf seine Schenkel.

„Versteht's wer will!" sagte er, Lutz groß anblickend. „Das geht jedenfalls über meinen Horizont."

Horwath hatte inzwischen den Kork vom Tisch aufgenommen und betrachtete ihn, auch Norland und Anckarström schauten ebenso neugierig wie verständnislos auf das kleine Stückchen Kork in der Hand des Ingenieurs, das ein wichtiges Beweisstück in der sonderbaren dunklen Diebstahlsgeschichte bilden sollte.

Horwath legte den Kork wieder auf den Tisch und schüttelte den Kopf. „Herr Doktor", sagte er, „spielen Sie, bitte, kein Versteckenspiel mit uns, klären Sie doch das Mysterium auf und sagen Sie mir wenigstens, ob Aussicht vorhanden ist, daß ich meine Papiere, meine Pläne, meine Zeichnungen wieder erhalte."

Lutz war schon wieder ernst.

„Ich hoffe, Herr Horwath, daß Ihre Schriftstücke wieder zur Stelle geschafft werden, aber Eile tut not, deshalb spare ich mir die gewünschte Erklärung für später auf. Jetzt heißt es nicht reden, sondern handeln. Herr Konsul, kennen Sie den Zahnarzt im ersten Stock, jenen Doktor Jellinek, näher?"

„Ich halte keinen Verkehr mit ihm, wir begrüßen uns auf der Straße oder auf der Treppe, das ist alles."

„Er wohnt erst seit kurzer Zeit im Hause? Bitte, antworten Sie mit möglichst leiser Stimme."

„Ja, seit dem Ersten dieses Monats."

„Das wäre also ungefähr so lange, wie der Chauffeur Dikomeit in Ihren Diensten ist?"

„Jawohl! Dikomeit ist einige Tage früher bei mir eingetreten."

„So! Hat der Zahnarzt eine große Praxis?"

„Nein. Er ist Österreicher, Böhme, der erst seit kurzem nach München gekommen ist, und natürlich noch keinen großen Patientenkreis haben kann."

„Dann muß er aber wohl über recht ansehnliche Mittel verfügen, wenn er eine so teure Wohnungsmiete bezahlen kann?"

Voß zuckte die Achseln. „Seine Vermögensverhältnisse sind mir natürlich nicht bekannt. Wenn ich nach dem gehen kann, was meine Frau zu wissen glaubt, so hat er eine reiche Frau geheiratet."

„Wie alt ist der Zahnarzt?"

„Vielleicht anfangs der vierziger Jahre."

Und als Lutz keine weiteren Fragen stellte, sagte der Konsul: „Weshalb zeigen Sie für diesen Herrn ein so weitgehendes Interesse, glauben Sie vielleicht, daß er mit unserer Sache etwas zu tun haben soll? Das scheint mir doch so gut wie ausgeschlossen."

Lutz blieb die Antwort schuldig. Die Arme über der Brust verschränkt, stand er einige Minuten in schweigendem Nachdenken.

„Herr Konsul", sagte er plötzlich, „besteht die Möglichkeit, das Haus unbemerkt zu verlassen?"

Voß schüttelte den Kopf. „Ich wüßte nicht, wie", sagte er. „Das Haus hat nur einen Ausgang."

„Auf welche Straße stößt die Rückseite des Gartens?" fragte Lutz.

Auf die Georgenstraße."

„Die ist nicht sehr belebt", meinte Lutz mehr zu sich als zu den anderen. „Haben Sie vielleicht", fuhr er, zu dem Konsul gewandt, fort, „eine Mütze und einen möglichst alten, abgetragenen Rock?"

„Gewiß," entgegnete der Konsul. „Eine Mütze können Sie von mir haben, und draußen in der Kanzlei hängt der Bureaurock meines Sekretärs, der recht mitgenommen aussieht. Warum das alles, Herr Doktor?"

„Ich habe plötzlich ganz fürchterliche Zahnschmerzen bekommen," antwortete Lutz mit einem Lächeln, das zu den Zahnschmerzen eigentlich in krassestem Widerspruch stand.

„Aha!" meinte Voß. „Ich glaube zu verstehen. Sie wollen Doktor Jellinek einen Besuch abstatten. Versprechen Sie sich etwas davon?"

„Gewiß; sonst würde ich mir die Arbeit nicht machen."

„Wissen Sie denn überhaupt, ob er zu Hause ist?"

„Nein, ich werde es gleich erfahren." Bei diesen Worten griff Lutz nach dem Telephonverzeichnis und schlug eine Nummer nach. Dann nahm er den Hörer auf. Das Amt meldete sich.

„Fräulein, bitte, 22 924!" rief Lutz in den Apparat.

Voß, sowie die anderen Herren suchten in Lutz' Mienen zu lesen, der in ruhiger Erwartung den Hörer am Ohre, vor dem Schreibtisch des Konsuls stand. Plötzlich veränderte sich der kalte Ausdruck seines Gesichts. Mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen machte er, vielleicht halb unbewußt, eine Verbeugung in den Apparat, und sagte in vorzüglich kopiertem österreichischem Dialekt:

„I bitt' schön, Fräulein, könnt i vielleicht den Herrn Doktor persönlich sprechen?"

Es dauerte eine kleine Weile, dann schien der Zahnarzt selbst am Telephon zu sein.

„Hab' ich die Ehre, mit Herrn Doktor von Jellinek selbst zu sprechen?" fragte Lutz verbindlich. „Wie meinen? Pardon. Ohne von. Na, macht nix. Hier ist der Privatsekretär Ihrer Exzellenz der Frau Gräfin Matuschek-Terzka. Sind der Herr Doktor heute nachmittag zu Hause? Ja, bitte schön, die Frau Gräfin haben die Absicht, den Herrn Doktor, in einer Stunde beiläufig, zu konsultieren. Der Herr Doktor sind der Gräfin als Landsmann empfohlen. Wie, bitt' schön? Jawohl! Bitt' schön. Der Herr Doktor erwarten also die Frau Gräfin in einer Stunde. Danke ergebenst, Herr Doktor. Habe die Ehre."

Befriedigt legte Lutz den Hörer wieder auf die Gabel.

„Der Zahnarzt ist zu Hause, und bleibt auch zu Hause," sagte er, „dafür habe ich gesorgt. Nun, Herr Konsul, bitte ich um den Rock und um die Mütze. Ferner wollen Sie alle das Zimmer nicht verlassen und sich möglichst ruhig verhalten."

„Sonst haben wir nichts zu tun?" meinte Voß fragend.

„Nein, das ist alles. Und doch! In, sagen wir mal, zwanzig Minuten, falls ich bis dahin noch nicht zurück sein sollte, rufen Sie den Zahnarzt noch einmal an und bestellen ihm nur kurz, daß die Frau Gräfin Matuschek-Terzka, vergessen Sie den schönen Namen nicht, erst morgen gegen neun Uhr in die Sprechstunde kommen würde, sie sei heute verhindert. Auf eine weitere Konversation am Telephon lassen Sie sich nicht ein. Haben Sie mich verstanden, Herr Konsul?"

„Sehr genau."

„Dann lassen Sie sich die Zeit meiner Abwesenheit nicht lang werden und zeigen Sie mir bitte den Weg nach Ihrer Veranda, die in den hinteren Teil des Gartens führt."

Vielleicht zwei Minuten später ging draußen die Gartentür und der Konsul, der wieder in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt war, beobachtete, wie Lutz in einem abgetragenen Rock und auch nicht mehr ganz neuer Mütze langsam auf das Haus zuschritt. Die anderen Herren traten hinter Voß ans Fenster.

Trotz der ernsten Situation mußten sie über die jämmerliche, schmerzliche Miene Lutz', der zum Überfluß auch noch die rechte Backe krampfhaft festhielt, laut auflachen.

11. Kapitel.

Wenige Sekunden später klingelte Lutz an der Wohnungstür des Zahnarztes im ersten Stock.

Ein junges Hausmädchen öffnete.

„Entschuldigen Sie, Fräulein", sagte der Detektiv möglichst ruhig, aber in einem Ton, der verriet, daß er starke Schmerzen habe, „ist der Herr Doktor vielleicht zu sprechen?"

Das Mädchen musterte etwas von oben herab den nicht gerade gentlemanmäßig aussehenden Patienten.

„Er ordiniert um diese Zeit nicht mehr."

„Ich weiß es, Fräulein. Ich weiß es", sagte Lutz weinerlich und griff nach seiner rechten Backe. „Aber vielleicht sind Sie doch so liebenswürdig und fragen einmal an. Ich halte es vor Schmerzen nicht mehr aus."

„Ich will nachsehen", meinte das Mädchen, „garantieren kann ich Ihnen nicht, daß Sie der Herr Doktor jetzt noch vornimmt. Samstags ist die Sprechstunde nur vormittags von neun bis elf Uhr. Na, treten Sie einstweilen hier ein."

Sie öffnete das völlig leere Wartezimmer, wo der Patient, ohne sich noch einmal nach dem Hausmädchen umzusehen, schmerzgepeinigt auf einen Stuhl sank. Auch allein gelassen, spielte er die Rolle des Patienten weiter und saß, den Kopf in die rechte Hand gestützt, mit einer wahren Armsündermiene auf seinem Stuhl. Die Komödie hinderte ihn aber nicht, seine Blicke, wenn auch verstohlen, im ganzen Zimmer umherspazieren zu lassen.

Plötzlich blieben sie an dem Schaltbrett der elektrischen Leitung, das an der seinem Stuhl gegenüberliegenden Wand hing, haften, und für einen Augenblick vergaß Lutz, sein Gesicht in schmerzliche Falten zu legen. Doch die Sekunde darauf hatte er seine Züge wieder in der Gewalt, stand auf und wanderte, immer die eine Hand auf die Wange pressend, in dem nicht allzu großen Zimmer hin und her.

Als er seine Hand wieder zurückzog, ging trotz der schmerzlichen Miene, die er immer noch zur Schau trug, ein kurzes Lächeln über seinen Mund, im nächsten Augenblick saß er, die Beine fest ineinander verkrampft, die Hand auf die rechte Kopfseite pressend, wieder in seinem Stuhl.

Im Nebenzimmer hörte man Schritte. Die dickgepolsterte Tür wurde geöffnet und ein großer, eleganter Herr mit goldenem Kneifer und gut gepflegtem schwarzen Vollbart erschien auf der Schwelle.

„Darf ich bitten", sagte er nicht allzu höflich, aber auch nicht direkt unfreundlich, in leichtem, kaum merklichen österreichischen Dialekt, und als der Patient ins Sprechzimmer getreten war und mit einem mißtrauischen Blick auf den am Fenster stehenden Operationstisch mit seinen blinkenden Instrumenten ängstlich und befangen stehen blieb, fuhr der Zahnarzt fort:

„Was haben's denn? Eigentlich ordinier ich jetzt gar nit mehr, aber lassen's mal schauen, was los ist."

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor", sagte der Patient bescheiden. „Ich bin Elektrotechniker und habe in Parsival-Allee 21 eine elektrische Leitung gelegt. Plötzlich bekam ich derart fürchterliche Zahnschmerzen, hier im Backenzahn", er fuhr bei diesen Worten mit der ganzen rechten Hand, die, da er sie vorher im Kohlenkasten des Konsuls herumgewälzt hatte, nicht allzu reinlich war, in den Mund, „daß ich nicht mehr fähig war, eine Sekunde länger zu arbeiten. Das Ziehen und Bohren in dem Zahn macht mich wahnsinnig."

„Na, setzen Sie sich mal," sagte der Zahnarzt, auf seinen Operationsfessel deutend, „und nehmen Sie vor allem die schmutzige Pfote aus dem Mund."

„Die Herrschaft aus der Parsival-Allee hat mich zu Ihnen gewiesen," meinte der Patient, sich gewissermaßen entschuldigend.

„Gut," sagte der Zahnarzt, der sich an einem Waschbecken die Hände gereinigt hatte. „Ich will mal nachschauen." Dann griff er nach einem kleinen vernickelten Mundspiegel.

Doch der Patient hielt den Mund krampfhaft geschlossen.

„Nicht ziehen, Herr Doktor," wimmerte er, „ich habe furchtbare Angst."

„Schämen Sie sich!" schimpfte der Zahnarzt. „Ein kräftiger Mann, wie Sie, und ein derartiger Feigling. Wer sprach denn schon vom Ziehen? Mit diesem Dings hier kann ich doch keinen Zahn ziehen, Sie Angsthase, Sie. Machen's den Mund endlich auf. Weit auf!"

Nun bequemte sich Lutz, den Mund langsam und vorsichtig ein wenig zu öffnen, wobei er mißtrauisch nach der kleinen Pinzette schielte, die der Zahnarzt vom Operationstisch aufgenommen hatte.

„Noch mehr aufmachen!" sagte er und führte die Pinzette in den Mund des Detektivs.

„Der Zahn scheint a bissel angefault," meinte er. „Nanu, was ist denn das hier?" fuhr er erstaunt fort und förderte ein schwärzliches Etwas aus der Mundhöhle seines Patienten ans Tageslicht.

„Das ist nur mein Stift," meinte der Detektiv.

„Ihr was?"

„Mein Stift, mein Kautabak," entgegnete Lutz und spuckte im Bogen in den Speiständer, der links neben dem Operationssessel stand.

„Pfui Teufel," sagte der Zahnarzt. „Wie kann man solches Zeugs fressen!"

„Für gewöhnlich tue ich das auch nicht," wandte Lutz entschuldigend ein, „aber gegen Zahnschmerzen soll es kein besseres Mittel geben als Kautabak."

„Blödsinn! Haben Ihre Schmerzen vielleicht nachgelassen?"

„Nein, leider nicht," mußte Lutz wehmütig zugeben.

„Mein lieber Herr," sagte nun der Zahnarzt, nachdem er nochmals den angeblich so schmerzhaften Zahn durch seinen Mundspiegel genau betrachtet hatte, „ich möchte Ihnen den Backenzahn nicht gerne ziehen."

„Nein, nein, um Gottes willen! Nur nicht ziehen," wehrte Lutz schreckensvoll ab.

„Ich will Ihnen den Zahn plombieren und für heute eine Füllung einlegen, die die Schmerzen a bissel lindern wird, aber auf die Krankenkassen behandel ich nit."

„Das schadet nichts," meinte Lutz. „Ich zahle gern, wenn nur die verfluchten Schmerzen aufhören."

Doktor Jellinek hatte, zum Entsetzen seines Patienten, der die Hände krampfhaft um die gepolsterte Armlehne des Operationssessels geballt hatte, und jede Bewegung des Zahnarztes ängstlich und mißtrauisch verfolgte, eine Holzscheibe von seinem Operationstisch genommen, die eine Anzahl kleine Stahlbohrer in allen möglichen Formen enthielt.

Einen davon wählte er aus, brachte ihn in den Stift, der zum Plombieren diente, und schaltete mit dem linken Fuß den am unteren Ende des Operationssessels angebrachten elektrischen Kontakt, der den Bohrer in drehende Bewegung versetzen sollte, ein, aber zur Überraschung des Zahnarztes wollte die Schaltung nicht funktionieren.

Mit einem erstaunten „Nanu — —!" ließ er den Bohrer sinken, der vor den Augen des Patienten hin und her baumelte, und bückte sich auf den Boden nieder. Daß das schmerzerfüllte Gesicht seines Patienten für einen Augenblick ein befriedigtes Lächeln zeigte, hatte er natürlich nicht bemerken können.

Der Zahnarzt griff zum zweiten Male zu seinem Bohrer und fuhrwerkte nervös mit seinem Fuß an der elektrischen Schaltung herum, aber — resultatlos. Der Bohrer streikte.

„Donnerwetter!" fluchte Jellinek nun auf. „Was soll denn das bedeuten?"

„Herr Doktor", wandte der Patient höflich ein, „wollen Sie mich einmal nachsehen lassen? Ich bin Elektrotechniker und kann den Defekt wahrscheinlich schnell feststellen."

„Bitte schön", antwortete der Zahnarzt und trat zurück.

Der Patient, anscheinend recht froh, aus dem Marterfessel herauszukommen, beugte sich auf den Boden nieder, und schaltete den Kontakt mehrere Male aus und ein.

„Herr Doktor", sagte er endlich, „der Defekt muß anderswo liegen. Die Schaltung ist in Ordnung; aber der elektrische Strom scheint unterbrochen. Schalten Sie doch bitte mal die Beleuchtung ein."

Jellinek kam der Aufforderung nach. Das Licht funktionierte auch nicht.

Der Zahnarzt unterdrückte einen kräftigen Fluch.

„So 'ne Schweinerei", schimpfte er, „das hat grad noch g'fehlt."

„Wo ist denn das Schaltbrett in Ihrer Wohnung angebracht?" fragte Lutz harmlos.

„Im Wartezimmer draußen —" antwortete Jellinek. „Sie müssen es ja gesehen haben."

„Ich habe gar nicht weiter darauf geachtet," meinte Lutz.

„Hören Sie zu, Herr . . ."

„Kahl, Ludwig Kahl —" sagte der Detektiv.

„Schön, Herr Kahl. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich behandle Sie gratis. Dafür schauen's gleich mal nach, ob Sie mir die G'schichten wieder herrichten können."

„Gut, Herr Doktor. Was ich ohne Handwerkszeug machen kann, will ich gerne tun. Lassen Sie mich erst das Schaltbrett einmal untersuchen."

Bei diesen Worten ging Lutz wieder in das Wartezimmer, wo er sich eine knappe Minute zu tun machte. Als er wieder zurück kam, sagte er, die Hand auf die Backe pressend:

„Herr Doktor, leider kann ich ohne Werkzeug gar nichts machen. Telephonieren Sie sofort an das Elektrizitätswerk. Ich kann hier nichts ausrichten."

„Himmeldonnerwetter!" fluchte der Zahnarzt auf. „A solche Lumperei hat mir grad noch g'fehlt."

In diesem Augenblick rasselte das Tischtelephon. Noch wütend, griff der Zahnarzt nach dem Hörer.

„Ja, hier ist Doktor Jellinek —" rief er — — — „Jawohl — ich bin selbst am Telephon — — — Wie meinen —? Die Frau Gräfin kommen erst morgen — —? Gut, danke schön. Habe die Ehre — — —!"

Jellinek hängte den Hörer einen Augenblick ein und läutete das Amt an.

„Fräulein, bitte das Elektrizitätswerk. Die Nummer —? Die weiß ich nicht — —."

Während Doktor Jellinek auf die Verbindung wartete, stand der Patient immer noch geduldig im Zimmer und preßte die Hand auf die Wange.

Das Elektrizitätswerk meldet sich.

„Hier ist Zahnarzt Doktor Jellinek, Isargrabenstraße siebzehn. Fräulein, bei mir in der Wohnung — ist ein Defekt — an der elektrischen Leitung. Nein, Fräulein. Das Licht funktioniert auch nit. Jawohl Fräulein. Können's mir sofort einen Arbeiter schicken? Nein? Fräulein, das ist aber fatal. Ich bin in meiner Tätigkeit ganz lahm gelegt. Natürlich, Fräulein. Meine Apparate funktionieren auch nit — — Fräulein. Es kommt mir auf einige Kronen — pardon, Mark Trinkgeld nicht an. Jawohl, Fräulein, schauen's mal was zu machen ist. Also, i verlaß mich drauf. Heute nachmittag noch? Danke schön."

Jellinek hatte den Hörer wieder angehängt.

„Bester Herr Kahl," sagte er. „Sie sehen, i kann an Ihrem Zahn leider nix machen. — Der gute Wille ist da, aber 's geht halt nit. Gehen's vor, nach der Feuerbachstraße, vielleicht, daß Herr Doktor Grünebaum zu Hause ist und Sie behandelt."

Lutz hatte in die Tasche gegriffen.

„Was bin ich schuldig? —" fragte er.

„Nichts. — Ich hab' Ihnen ja nichts machen können."

„Dann besten Dank, Herr Doktor, und entschuldigen Sie die Störung."

„Bitte sehr. Habe die Ehre — empfehle mich — —."

Damit war Lutz entlassen

(Fortsetzung folgt.)

Zitronen bei Begräbnissen.

Von Dr. Siegfried Sieber-Aue.

In Gustav Freytags „Soll und Haben" fühlt der alte Auflader Sturm sein letztes Stündlein nahen und meint, die anderen Auflader sollten ihre Zitronen in die Hände nehmen. Und in Büchners jetzt berühmt gewordenem Bruchstück „Wozzeck" sagt der Hauptmann, als der Doktor seinen Tod ankündigt: „Ich sehe schon die Leute mit den Zitronen in den Händen." Diese für uns kaum noch verständlichen Anspielungen deuten auf einen ehemals in ganz Deutschland verbreiteten Begräbnisbrauch. Hier und dort ist er noch lebendig, meist dürfte er im Kriege oder der Nachkriegszeit „zu Grabe getragen" worden sein.

Bis vor kurzem war es in Bitterfeld und in Dommitzsch an der Elbe üblich, dem Pastor und dem Kantor Zitronen zu geben, die sie auf dem Weg zum Grabe und während der Beerdigung in der Hand halten mußten. In Annaberg im Erzgebirge wurden bis vor fünfzig Jahren bei vornehmen Leichen Zitronen oder als Ersatz Brezeln in den Händen zur Schau getragen, angeblich als Hindeutung auf die Auferstehung. In die Hand des Toten legte man bis 1870 eine Zitrone mit hineingesteckten Nadeln, die Anker, Kreuz und Herz als Symbole für Glaube, Liebe und Hoffnung nachbildeten. In anderen Orten Sachsens kam die Zitrone unter das Kinn des Leichnams, angeblich, um das gefürchtete Schmatzen des Toten zu verhindern. Auch erhielt die Totenfrau für jede Leiche, die sie bettete, eine Zitrone. Bisweilen hielt man wohl dem Sterbenden Zitronen unter die Nase, um zu prüfen, ob der Tod schon eingetreten sei.

Der Brauch, daß Träger und Schulmeister beim Begräbnis Zitronen tragen, läßt sich 1782 in Solingen nachweisen. In Lennep, Barmen, Herford und Hannover hielt er sich bis zur Einführung des Leichenwagens um 1860. In Uetersen (Schleswig) verwendeten noch 1877 die Träger ihre acht Zitronen nach altem Herkommen zum Abschiedspunsch beim Leichenmahl. In Mittelschlesien dagegen warfen sie die fremden Früchte mit ins Grab. Besonders zäh hielten die Begräbnisvereine der Handwerker an solchen Sitten fest. Bei den Hamburger Zimmergesellen gab es bis 1866 folgende Art von Leichenbegängnis: Alle Gesellen, fremde wie einheimische, folgten dem Sarge, indem sie ihre Winkeleisen, die durch Holzlatten auf 1½ bis 2 Meter verlängert waren, über der Schulter trugen. Auf die Spitzen hatten sie Zitronen gesteckt, schwarzweiß gestreifte Bänder hingen herunter, beim langsamen Vorwärtsschreiten schwankten die Zitronen über den Köpfen. Die Bäckergesellen zu Hannover führten ehedem selber die vier Schimmel, die den Leichenwagen zogen, und trugen in den freien Händen Zitronen, die sie als Symbole des bitteren Leidens und Sterbens deuteten. In Zunftrechnungen der Dresdner Schuhmacher vom Ende des 18. Jahrhunderts findet man Posten wie: 2 Taler 20 Groschen für 34 Zitronen, womit die Gesellen zur Leiche gingen. Kück und Sohnrey, die verdienstvollen Erforscher ländlicher Bräuche, erzählen, daß bei Begräbnissen auch Organist und Tischler mit Zitronen bedacht wurden. In Baden freilich trugen arme Leute statt dessen Rosmarin.

Derlei alte Sitten erregten schon zur Zeit der Aufklärung Ablehnung oder gar Spott. So höhnt der geistreiche Satiriker Lichtenberg, bei hoher Trauer seien schwarzgebeizte Zitronen zu empfehlen. Ein altes Tinklied singt: „Beim Sarge laßt es nur bewenden, — Legt mich nur in ein rheinisch Faß! — Statt der Zitrone in den Händen — Reicht mir ein volles Deckelglas!"

Ungemein schwierig ist es, die Herkunft dieses seltsamen Brauches aufzuklären. Kamen die Zitronenbäume doch erst im 10. Jahrhundert durch die Araber nach Europa. Aber schon der Grabstein der Jüdin Istasia in Rom, der aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammt, zeigt einen Citrusapfel, und in der jüdischen Geschichte des Flavius Josephus wird einmal ein jüdischer Priester, der sich mißliebig gemacht hat, mit Zitronen beworfen. Es scheinen also frühe jüdische Einflüsse vorzuliegen. Tatsächlich kommt in Heines Rabbi von Bacharach die Zitrone als Belebungsmittel für Ohnmächtige in der Frankfurter Synagoge vor, und statt des zum Osterfest üblichen Granatapfels sollen arme russische Juden Apfelsinen oder Zitronen in den Händen tragen. Ist so die Herkunft aus jüdischen Bräuchen wahrscheinlich, so begegnen uns vielerlei Erklärungen für die symbolische Bedeutung des Citrusapfels. Bald sollen die fäulniswidrigen Eigenschaften und der starke Geruch die Zitrone bei Begräbnissen nötig gemacht haben; bald heißt es, das aromatisch Belebende und Erquickende der Zitrone erhöhe sie zum Symbol des Lebens. Sie schütze gegen das Lebensfeindliche und verhüte Bezauberung. Die indische Witwe, die sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennen läßt, trägt auf dem Gang zum Scheiterhaufen eine Zitrone als Sinnbild des künftigen Zusammenlebens mit dem Gatten. Vielerorts sagt man, das Zitronentragen sei in Pestzeiten aufgekommen, und in der Tat schätzten alte Ärzte die Zitrone als antiseptisches Mittel gegen Schlangenbiß und Pest.

Auffällig ist, daß die Zitrone auch als Symbol der Unschuld zu gelten scheint; denn die Naumburger Kinder, die im Jahre 1432 den Hussiten Prokop um Gnade anflehten, trugen in der Rechten Zitronen, in der linken Hand grüne Zweige. Desgleichen gingen in katholischen Gegenden die Kinder mit Zitronen in Händen zur Erstkommunion. So scheint diese Frucht immer mehr in die Feste und Bräuche des deutschen Volkes eingedrungen zu sein, denn wir begegnen ihr auch bei Schützenfesten, z. B. in Schleswig, wo die Schützengilde zu Krempe beim Umzug auf dem Markt das altertümliche Fahnenschwenken abhielt. Der Fähnrich mußte am Schluß des Fahnenschwingens die Fahne in die Luft werfen und mit dem Degen mittlerweile eine ebenfalls hochgeworfene Zitrone aufspießen. Bei dem Freiberger Schützenfest des Jahres 1678 überreichte man für jeden Span oder Treffer dem glücklichen Schützen eine Zitrone. Auch bei dem festlichen Umzug der deutschen Küfergesellen in Genf 1756 wurden Zitronen mitgeführt, und als die Bamberger Schreinergesellen 1732 ihren lustigen Herbergswechsel hielten, trugen sie auf vergoldeten hölzernen Zirkeln die merkwürdigen gelben Früchte mit. Selbst beim ländlichen Fasching im Egerlande kehrt die Zitrone wieder: Die Fähnriche im Burschenfasching zu Lichtenstadt und Görgl bei Karlsbad trugen sie mit Blättern auf dem Zylinder, dazu im Knopfloch des Frackes Rosmarin. In der Lausitz, in Danzig und Oedenburg verwendet man Zitronen bei Hochzeitsfesten als Symbole der Fruchtbarkeit. Endlich sei daran erinnert, daß der Schweinskopf, wenn er recht lecker vorge-

richtet werden soll, eine Zitrone ins Maul bekommt, wie das nicht allein auf lustigen Bildern zu sehen, sondern auch in Fritz Reuters Dörchläuchting zu lesen ist.

Das Zeichen.

Eine ostfriesische Geschichte von Richard Nordhausen.

„Du mußt an Wunder und Zeichen glauben, Hilde", flüsterte Arno ihr ins Ohr, während sie auf der Veranda standen. „Dem Liebenden sind Wunder und Zeichen etwas Selbstverständliches."

„Dem Liebenden!" Sie bemühte sich, spöttisch zu lächeln. „Was gehen die Wunder und Zeichen also mich an? Ich bin so wenig abergläubisch, Vetter Arno." Dabei achtete sie schon auf das Zeichen, wie auf einen Ruf des Schicksals, und wollte so gern dem Zeichen gehorchen . . .

Arno sah sie verlangend an, schwieg aber, denn eben trat der Professor ein.

„Nun hatte ich mich auf die gemütliche Kaffeestunde mit euch so gefreut", bedauerte er und rieb sich verlegen die Hände. „Da telephoniert jetzt aber der Ingenieur, ich solle sofort nach Seehusen herauskommen. Sie hätten beim Abgraben des Moores einen äußerst wichtigen Fund gemacht. Einen Fund, der gewisse Streitfragen entscheidet. Ja, wenn du mich entschuldigen möchtest, Hilde, und du, lieber Arno . . . Ich bin in höchstens drei, vier Stunden wieder hier. Schade, diese dumme Störung, gerade jetzt!" Dabei sah man es ihm an, wie der wissenschaftliche Eifer ihn vom Hause fort trieb.

Hilde erwiderte eine Weile nichts. „Du willst uns allein lassen?" Ihre Stimme klang fast heiser. Da war das Zeichen, von dem Arno gesprochen hatte. Ihr Mann selber gab das Zeichen.

„Wie gesagt, in drei Stunden bin ich wieder hier. Ich muß hin, weil der Fund gefährdet ist; nämlich . . . aber ich erzähle euch das nachher. Den Wagen habe ich schon anspannen lassen. Unterhaltet euch gut."

Arno und Hilde saßen sich am Tisch gegenüber. Die alten Verführer, Fliederduft und Finkenschlag, wehten herauf; wie eine einzige süße Lockung lag der Frühlingsnachmittag vor ihnen. Die verschleierten Augen der Frau suchten voll Sehnsucht in der blaugoldenen Ferne das Glück.

„Du mußt an Wunder und Zeichen glauben, Hilde, du mußt an das Glück glauben!"

Ihre Blicke flogen über sein hübsches, braunes Gesicht, streichelte ihm Stirn und Lippen.

Wäre ihr Mann geblieben, sie hätte es als Zeichen genommen. Als die Entscheidung hätte sich für immer losgerissen von dieser Leidenschaft, die ihr das Herz verbrannte und von der ihr Mann in der Sicherheit seines Besitzgefühls nichts ahnte. Er vertraute ihr grenzenlos. Männer sind eben von der Liebe ihrer Frau oft fester überzeugt als die Frau selber.

Unmerklich geschickt führte Arno das Gespräch weiter. Vorsichtige Schmeicheleien und verborgene Liebeserklärungen, melancholisch entsagende und doch so ergreifende Worte. Leise, schmerzliche Träumerei von einem Eden, das er zu spät entdeckt hatte und dessen Tür nun zugeschlagen war. Von einer Qual, die er nicht länger ertragen konnte, weil er insgeheim fühlte, daß er vielleicht geliebt worden wäre, ohne den anderen.

Schwüler duftete, heißer funkelte es um sie her. „Laß uns ein paar Schritte gehen. Wer mag heute im Hause sitzen?"

Das Zeichen, es war da. Und ihre Jugend schrie nach Jugend. Der Andere kümmerte sich nur um seine wissenschaftlichen Funde und ließ ihr armes Herz achtlos liegen.

Sie schlenderten aufs Feld hinaus. „Willst du nach Seehusen, Hilde?" fragte Arno nach einer Weile verwundert und faßte ihre Hand.

„Richtig." Sie zitterte. „Das ist ja der Weg . . . ja — laß uns nach Seehusen gehen."

Er widersprach zärtlich. Drüben dunkelte der Buchenwald. Ein weiter Marsch in der Hitze würde ihr schaden. Träumerisch lächelnd blieb sie fest. So mußte er seinen Ärger klug verhehlen. Entschlüpfen würde sie ihm ja doch nicht mehr. Das wußte er nun. Sie deutete das Zeichen wie er, ihr Entschluß war gefaßt. Nur recht vorsichtig jetzt . . .

Als sie anderthalb Stunden später am Moor standen, vor den grabenden Arbeitern, war der Professor noch immer mit seinem kostbaren Funde beschäftigt.

Ein unheimlicher Fund: Ein auseinander gebrochenes Skelett. In zwei Meter Tiefe sind sie darauf gestoßen", erklärte der Professor aufgeregt. „Es ist eine Frau von etwa dreißig Jahren, aber sie liegt wohl seit 1500 Jahren hier im Moor. Das scharfe Moorwasser hat allen Kalkbestand aus den Knochen gesogen, so daß das Skelett bei der Berührung in Stücke ging. Aber bitte, sieh doch, Arno: Die Kleidungsstücke sind dank dem Moorwasser ganz außerordentlich gut erhalten. Und nun beachte das Interessante, Sensationelle: Zweifelsohne ist die Frau nicht verunglückt, sondern getötet worden. Um Hände und Fußgelenke winden sich gut erhaltene Binden aus Tuch. Damit hat man sie allem Anschein nach gefesselt und dann in den Sumpf geworfen."

Hilde schauderte: „Ein Verbrechen? Furchtbar!"

„Kein Verbrechen, eine gesetzliche Strafe", erläuterte der Professor. „Hier in unserer ostfriesischen Gegend sind im Mittelalter Ehebrecherinnen grausam bestraft worden. Man fesselte sie und warf sie lebendig in die Moorsümpfe. Ein grausames, ein furchtbares Gesetz gewiß. Aber jene Zeit . . ."

Hilde war auf einmal sehr blaß geworden und wandte sich zu ihrem Mann. „Ich wünschte, du kämst jetzt gleich mit nach Hause. Ich bin sehr müde vom Wandern."

„Gern, ich lasse sofort anspannen. Du kommst doch mit zurück, Arno?"

„Arno muß heute abend leider zeitig in der Stadt sein," antwortete Hilde für ihren Vetter, „und die Eisenbahnhaltestelle ist nur eine Viertelstunde von hier. Wir dürfen ihm den Umweg nicht zumuten." Sie zitterte, wie vor Kälte . . .

„Er wollte doch ein paar Tage bei uns bleiben", stellte der Professor am Abend kopfschüttelnd fest. „Und jetzt dieser schnelle Abschied? Ein eigenartiger Mensch. Wahrhaftig — es geschehen noch Zeichen und Wunder!"

Lustige Rundschau

* **Ein Phänomen.** Professor Flentje ist ein bekannter Blinddarmspezialist. Eines Tages kommt eine Freundin der Frau Flentje zu Besuch. Während die Damen Kaffee trinken, liest Flentje in einem medizinischen Buche. „Willst du nicht eine Tasse Kaffee, Heinrich?" fragt ihn Frau Flentje. — „Laß mich in Ruhe", erwidert Flentje. Worauf Frau Flentje schluchzend stammelt: „Siehst du, liebe Freundin, so macht er's nun. Seit fünfzehn Jahren hat er nichts als seinen ekligen Blinddarm im Kopf . . ."

*

* **Leistungsfähig.** An einem Wirtshaustisch in Oberbayern sitzt ein Einheimischer. Er ist gerade damit beschäftigt, einen ganzen Schweinskopf zurechtzulegen, um mit dem Verzehren zu beginnen. Nebenan sitzt ein Berliner, der dem Schauspiel mit wachsendem Erstaunen zuschaut. „Aber um Gotteswillen!" fragt er endlich, „Sie werden doch diesen Schweinskopf nich alleene essen?" — „Noa, noa", erwiderte der gemütliche Bayer, „i krieg noch Knödel dazua und a Kraut."

Rätsel-Ecke

Vorstell-Rätsel.

Im Gasthaus und im Kartenblatt
Mich mancher schon betrachtet hat.
Ein „B" davor; mein blaues Band
Geht vom Gebirg' durchs Schlesierland.

*

Buchstaben-Rätsel.

Den Wörtern: Meter, Reis, Gas, Kanne, Abel, Bonn, Nota ist je ein Buchstabe an- oder einzufügen, um neue sinnvolle Wörter zu bilden. War die Wahl der Buchstaben bezw. Wörter die richtige, so ergeben die hinzu genommenen Buchstaben aneinander gereiht einen Teil des Jahres.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 235.

Rätsel: Gast, Last, Rast, Hast, Mast, Bast.

Besuchskarten-Rätsel: Stationsvorsteher.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.